

W. KINDT

## Teil II

### Ein Versuch zur Analyse und modelltheoretischen Beschreibung von Rezeption und Interpretation

Wie in Teil I ausführlich begründet wird, besteht eine der wichtigsten Aufgaben heutiger Literaturwissenschaft darin, genaue Untersuchungen zum Problemkomplex „Rezeption und Interpretation“ durchzuführen und zunächst für diese und die anderen mit ihnen zusammenhängenden Begriffe exakte Definitionen vorzulegen. Im folgenden wird versucht, einige dieser Begriffe zu explizieren und dafür den in der Logik zur Verfügung stehenden modelltheoretischen Apparat auszunutzen bzw. zu erweitern. Dabei werden teilweise schon bekannte Ideen<sup>19</sup> aufgenommen, teilweise werden zu ihnen bewußt Gegenpositionen formuliert.

Im ersten Abschnitt wird das hier vorgeschlagene Modell für den Rezeptionsprozeß beschrieben und erläutert. Der zweite Abschnitt bringt einige Beispiele, anhand derer die Funktionsweise des Modells konkreter demonstriert werden kann. In Abschnitt 3 werden einige Folgerungen für die Beantwortung der in Teil I aufgeworfenen Fragen angegeben und insbesondere der Bedeutungs- und Interpretationsbegriff definiert. Abschnitt 4 setzt sich kritisch mit der Rolle der Grammatik auseinander. Im letzten Abschnitt wird das Gesamtkonzept ansatzweise formalisiert und außerdem werden einige Vorschläge zur Sprachanalyse gemacht.

#### 1. *Anschauliche Beschreibung eines Rezeptionsmodells*

Im folgenden beschränke ich mich auf die Diskussion schriftlich fixierter Texte.

Die Rezeption eines Textes  $t$  durch einen Rezipienten  $R$  kann verstanden werden als die von  $R$  vorgenommene Zuordnung einer Struktur  $W$  (auch Textwelt genannt; vgl. I. 1.6) zu  $t$ , wobei  $W$  die Eigenschaft hat, Modell von  $t$  zu sein (d. h. daß der nach „Interpretation“ von  $R$  in  $t$  beschriebene Sachverhalt  $W$  gilt). Eine anschauliche Sprechweise hierfür wäre, daß  $R$  den Text  $t$  in  $W$  „übersetzt“. Die Zuordnung von  $W$  zu  $t$  erfolgt in einem komplexen, von kontextuellen, kotextuellen und individuellen Faktoren gesteuerten Prozeß, bei dem meiner Meinung nach folgende 7 Rezeptionsakte unterschieden werden müssen, die natürlich nur theoretisch voneinander zu trennen sind:

---

<sup>19</sup> Vgl. Literaturverzeichnis.

- (1) Der *apperzeptive Leseakt*, im Rahmen dessen R bei der Lektüre von t einen reduzierten bzw. veränderten Text t' wahrnimmt (Lesefehler, Auslassungen, Änderungen der Reihenfolge).
- (2) Die *syntaktische Desambiguierung*, durch die t' eine der t' zugrundeliegenden syntaktischen Strukturen t'' (s. u.) zugeordnet wird.
- (3) Die *semantische Desambiguierung*, wo R bei für ihn möglichen Alternativen der Bedeutungszuordnung prinzipielle Entscheidungen trifft und zwar
  - (a) bei den für ihn als elementar geltenden semantischen Einheiten von t'' eine der in „seiner Welt“ abrufbaren und jeweils aus einer extensionalen und einer intensionalen Komponente bestehenden Bedeutungsversionen auswählt;
  - (b) die Art der Komposition der produktiven Bildungen analysiert;
  - (c) die Terme mit Variablencharakter (z. B. Pronomina) auf andere Terme bezieht;
  - (d) festlegt, an welchen neben den in t'' explizit angegebenen Stellen in W Situationswechsel anzusetzen sind.
- (4) Die *Bedeutungsspezifikation*, d. h. die von R vorgenommene Auswahl und Aktivierung repräsentativer Bedeutungsanteile aus den in (3) bestimmten Bedeutungsversionen.

Die nächsten drei Akte betreffen den Aufbau von W.

- (5) Die *Zusammenfassung und Organisation* der Daten aus (4) in W unter Berücksichtigung der Tatsache, daß sich die aus dem desambiguierten Text t'' und der Bedeutungsspezifikation (4) ergebenden Sachverhalte in W gelten sollen.
- (6) Die *Erweiterung* des Modells aufgrund der Einbeziehung von Annahmen, die R relativ zu „seiner Welt“ als *wahrscheinlich* ansieht.
- (7) Die *Erweiterung* des Modells aufgrund *individueller* Assoziationen von R oder aufgrund von Zusatzannahmen, die relativ zur „Welt“ von R nur als *möglich* gelten.

Zu dieser Aufstellung sollen jetzt einige Erläuterungen gegeben werden. Unter syntaktischer Desambiguierung wird hier nur die genaue Festlegung verstanden, welche Argumentstellen zu einem Prädikat oder Funktor gehören etc.; sie ist formal durch Umordnung und Einfügung von Klammern zu erreichen. Bei der semantischen Desambiguierung handelt es sich in (a) und (b) um Monosemierungen und in (c) und (d) um Lokalisierungen. Die Sprechweise von der „Welt“ von R ist modelltheoretisch präzisierbar; diese Welt ist identisch mit derjenigen Struktur, in der alles das gilt, was für R bis zum Zeitpunkt des Leseaktes an Informationen verfügbar ist. Aus der Welt von R sind sowohl Extensionen als auch Intensionen der sprachlichen Ausdrücke extrahierbar; z. B. ist relativ zu ihr festgelegt, ob ein Eigenname für R Referenz hat oder nicht. Sie bildet einen wichtigen Faktor der „komplexen Voraussetzungssituation“ von R (vgl. I.1.6). Bezüglich der intensionalen Bedeutungskomponente ist die für R formulierte Unterscheidung nach (3) (a) und (4) ein Pendant zur

Unterscheidung in „kanonische“ und „situative“ Instruktion, wie sie in Teil I relativ zur Sprechergemeinschaft postuliert wird.

Aufgrund von (5) bis (7) sind den Textbestandteilen direkt oder indirekt Bedeutungen im Modell  $W$  zugeordnet. Dabei deckt sich (6) mit der in Teil I erwähnten Zuweisung pragma-semantischer Bedeutungen (s. auch Schmidt 1973). Es ist natürlich möglich, daß das erstellte Modell  $W$  Teilstruktur der Welt von  $R$  ist; dies heißt dann beispielsweise, daß der über dem Text konstituierte Sachverhalt mit der Erfahrung oder dem Glauben von  $R$  übereinstimmt. Der in (3), (6) und (7) ausdrücklich erwähnte Bezug auf die Welt von  $R$  soll auch deutlich machen, daß von ihr Anzahl und Umfang der Bedeutungs-versionen bzw. der möglichen Zusatzannahmen direkt abhängen.

Ein wesentliches Charakteristikum der Rezeption ist ihr Prozeßcharakter. Man kann davon ausgehen, daß der Rezipient  $R$  den Text stückweise liest, und daß die Länge der einzelnen Abschnitte unterschiedlich ist und z. B. vom Interesse des Lesers, seinen Vorinformationen und der im Verlauf des Textes wechselnden Vertrautheit mit Sprache und Inhalt abhängt. Für das hier diskutierte Rezeptionsmodell ist aber nur von Bedeutung, wie der Übergang von der Rezeption eines Textstücks  $t_0$  zu der Rezeption eines längeren Textstücks  $t_1$  mittels der ihm zugehörigen Textmodelle  $W_0$  bzw.  $W_1$  beschrieben werden kann. Es ist anzunehmen, daß  $W_0$  im wesentlichen eine Teilstruktur von  $W_1$  sein wird; zu berücksichtigen ist allerdings, daß aufgrund neuer Informationen aus dem auf  $t_0$  folgenden Teil von  $t_1$  mit Ausnahme von (5) grundsätzlich für jeden im Zusammenhang mit  $t_0$  vorgenommenen Rezeptionsakt Modifikationen notwendig werden können, z. B. wenn einer bisherigen Bedeutungs-zuweisung im Text explizit widersprochen wird. Insgesamt ist also der bei der Rezeption eines Textes  $t$  stattfindende Prozeß beschreibbar als eine Folge  $(t_m, W_m)_{m \leq n}$ , für die gilt:

- (a)  $t_m$  ist Teilfolge von  $t$  für jedes  $m$  und  $t_n = t$ ;
- (b)  $t_m$  ist Teilfolge von  $t_{m+1}$  für jedes  $m \leq n - 1$ ;
- (c)  $W_m$  ist Modell von  $t_j$  für jedes  $j \leq m$ .

Damit nicht der Eindruck entsteht, als werde hier im Gegensatz zum Beitrag in Teil I eine subjektivistische Position eingenommen, müssen an dieser Stelle einige Bemerkungen zu dem Problem gemacht werden, inwieweit die Modelle zweier verschiedener Leser eines Textes überhaupt gleich oder ähnlich strukturiert sein können. In der obigen Aufstellung der 7 Rezeptionsakte können aufgrund gleicher Grammatikkenntnisse und teilidentischer Welten verschiedener Leser einer Sprachgemeinschaft an folgenden Stellen ähnliche Bewertungen angesetzt werden.

- (a) Spätestens nach wiederholtem Lesen eines nicht allzu langen Textes sind Lesefehler und Auslassungen zu eliminieren.
- (b) Die Ergebnisse der syntaktischen Analyse sind nahezu identisch (vgl. I.1.6.2.); Zweifelsfälle werden in der Regel aufgrund des Kontextes entschieden.

- (c) Für viele sprachliche Partikel und Kombinationen gibt es Standardinterpretationen oder zumindestens standardisierte Alternativen, aus denen bei Berücksichtigung des Kotextes in der Regel dieselbe ausgewählt wird.
- (d) Auch wenn Anzahl und Umfang der Bedeutungen eines Textelements von Leser zu Leser sehr unterschiedlich sein mögen, kann man trotzdem davon ausgehen, daß bei vergleichbarer Lesesituation die jeweilige Entscheidung zwischen verschiedenen Bedeutungsversionen aufgrund des Kotextes ähnlich ausfällt (in der Terminologie von Teil I kann man sagen, daß sich die Leser für dieselbe „kanonische Instruktion“ entscheiden).
- (e) Auch bezüglich der Bedeutungsspezifizierung ist anzunehmen, daß die Auswahl und Aktivierung repräsentativer intensionaler Bedeutungsanteile in dieselbe Richtung geht, (vgl. mit den Bemerkungen über die „situative Instruktion“ in Teil I).
- (f) Schließlich kann innerhalb gleicher oder vergleichbarer sozialer Gruppen eine gewisse Kongruenz der von den Lesern einbezogenen pragma-semantischen Bedeutungen postuliert werden.

Allerdings soll hier nicht behauptet werden, daß die Entscheidungen verschiedener Leser deshalb gleich ausfallen, weil sie beispielsweise durch den Kotext determinierbar seien. Meiner Meinung nach unterliegen sie nur einem gewissen Präferenzprinzip, demzufolge von mehreren zur Auswahl stehenden Alternativen jeweils die bzw. eine mit dem höchsten Wahrscheinlichkeitsgrad bevorzugt wird, der hauptsächlich relativ zum Kontext, zur Welt des Lesers und zum jeweiligen Kotext ermittelt wird und im Verlaufe eines Textes starken Schwankungen unterworfen sein kann (vgl. die Beispiele in Abschnitt 2). Damit wird hier die Frage, wie die Entscheidungen des Lesers gesteuert werden, wesentlich anders beantwortet als bei Ballmer (1973), wo die Steuerung mit Hilfe einer modell-internen Kohärenzrelation bewirkt wird.

## 2. Diskussion des Rezeptionsmodells anhand einiger Beispiele

Mit den folgenden Beispielen soll konkreter als bisher demonstriert bzw. angedeutet werden, wie bestimmte Rezeptionsmechanismen im Rahmen des vorgeschlagenen Modells erfaßt werden können. Die dabei gewählten Begründungen basieren auf meinem Sprachgefühl und erheben keinen absoluten Gültigkeitsanspruch.

- (1) Sie kaufte für DM 10,- Leber.
- (2) Daraus nähte sie eine kleine Weste.

Nimmt der Leser eines Textes als ersten Satz (1) wahr und liest er daraufhin (2), so wird er wegen der im Normalkontext bestehenden Unwahrscheinlichkeit, daß jemand aus Leber eine Weste näht, den ersten Satz erneut lesen und evtl. einen vorherigen Lesefehler („Leber“ statt „Leder“) feststellen oder – wenn dort tatsächlich „Leber“ steht – einen Druckfehler annehmen. Mit die-

sem Beispiel ist die Möglichkeit angesprochen, daß der Leser seine Wahrnehmung korrigiert oder bewußt von einem modifizierten Text ausgeht.

(3) Hans schrieb dem Mann im Gefängnis einen Brief.

(4) Er teilte mit, daß er ihn dort besuchen werde.

(4\*) Er berichtete, er werde von einem seiner Wärter ständig schikaniert.

(5) Daran sehe man, daß der Aufenthalt in einer Heilanstalt heutzutage unerträglicher sein könne als im Gefängnis.

(3) ist auf zwei verschiedene Arten syntaktisch desambiguiert. Folgt (4) bzw. (4\*) auf (3), so besteht eine Präferenz für „der Mann im Gefängnis“ bzw. für „schreibt im Gefängnis“. Folgt aber (5) auf (4\*), so wird die aufgrund von (3) und (4\*) gefällte Entscheidung modifiziert.

(6) Kohl redet Kohl.

(7) Hans braucht Geld und geht zu einer Bank. Er setzt sich und sucht sein Portemonnaie in der Aktentasche. Er nimmt die Scheckkarte heraus und geht zum Schalter.

(8) Er sieht den Mann. Er geht über die Straße.

(9) Josef liebt Maria. Josef liebt Maria nicht.

An (6) bis (9) soll die semantische Desambiguierung erläutert werden. (6) ist ein Beispiel dafür, daß in einem Satz dasselbe Wort verschieden gedeutet werden kann (Kohl der Politiker, Kohl = Unsinn). Eine solche Möglichkeit muß also in einem Rezeptionsmodell berücksichtigt werden. In der Satzfolge (7) wird bei „Bank“ zunächst die Lesart „Geldinstitut“, dann „Sitzbank“ und schließlich wieder „Geldinstitut“ gewählt. Es gibt Texte, in denen der Leser durch ständigen Präferenzwechsel irreführt werden und eine endgültige Entscheidung nicht getroffen werden kann. Bei Beispiel (8) ist festzulegen, ob „er“ aus dem zweiten Satz mit dem „er“ oder „dem Mann“ aus dem ersten Satz identifiziert werden soll. Wenn die Eigennamen im ersten und zweiten Satz von (9) auf dieselben Referenten bezogen werden, so muß der zweite Satz in einer neuen Situation lokalisiert werden.

(10) Sie tranken einen Chianti.

(11) Maria ist verliebt.

(12) Die Mühle liegt in sterbendem Grau (aus Siegfried Lenz „Deutschstunde“).

(13) Peter fuhr auf einem Fahrrad. Das hatte keine Räder.

(14) Er ist ein Gilgut.

(10) bis (14) dienen als Beispiele für die Bedeutungsspezifikation. Obwohl in (10) zur Intension von „Chianti“ neben „Rotwein“ auch „aus Italien stammend“ gehören, wird in der Regel auf die Aktivierung von „aus Italien stammend“ verzichtet werden. In einem solchen Fall erreicht das von einem Leser aufgebaute Textmodell nicht die für ihn größtmögliche Präzision (in dem Modell gilt „weniger“ als möglich). Neben intensionalen Bedeutungsanteilen wird ein Leser von (11) für „verliebt“ vielleicht auch extensionale Anteile aktivieren, d.h. er sucht in seiner Welt nach Beispielen von Personen, die

verliebt sind, und bezieht sie in das Textmodell ein. Anders als bei (10) kann der Verzicht auf die Aktivierung von Bedeutungsanteilen sogar notwendig sein. Dies gilt für „sterbend“ in (12) (jedenfalls in dem Fall, wo der Leser bei „sterbend“ nicht schon primär über eine metaphorische Lesart verfügt); denn hier darf nur ein Bestandteil wie „langsam abklingend“ aktiviert werden. (13) ist ein Beispiel, wo eine nachträgliche Korrektur der Bedeutungsspezifikation erforderlich ist. Zunächst wird man nämlich dem Fahrrad u. a. das Merkmal „hat Räder“ zusprechen und muß dies später aufgrund der expliziten Verneinung „hat keine Räder“ wieder rückgängig machen. Anhand von (14) stellt sich die Frage, was ein Leser mit einem in „seinem Lexikon“ nicht vorkommenden Wort anfängt. Offensichtlich wird es vernachlässigt. Auch dieser Vorgang kann erfaßt werden (mögliche formale Beschreibung für (14): „Ist ein Gilgut“ wird aufgrund der grammatischen Position als Allprädikat aufgefaßt).

(15) Sie bewunderte ihn.

(16) Max klingelte an der Haustür bei Familie Schulze. Kurz darauf summte es, Max öffnete die Tür und stieg in den ersten Stock hinauf. Die Wohnungstür oben war verschlossen. Max klingelte erneut, aber es rührte sich niemand. Offensichtlich war bei Familie Schulze keiner zuhause.

(17) Monika hat sich ein Tier gekauft. Sie hat viel Freude an ihm.

(18) Die Frau trug einen roten Mantel.

Mit den Beispielen (15) bis (18) soll die Möglichkeit der Modellerweiterung diskutiert werden. Bei (15) nimmt man sofort an, daß „sie“ und „er“ Menschen sind, obwohl sich (15) fortsetzen ließe mit „es war wirklich ein phantastischer Wagen“. Bei (16) ist für den Leser zunächst die Annahme wahrscheinlich, daß jemand von Schulzes den elektrischen Türöffner betätigt hat und Max deshalb ins Haus gehen kann. Diese Annahme muß später aufgegeben werden. Im Prinzip gibt es für die Erweiterung des Textmodells keine Beschränkungen, aber in der Regel wird der Leser nur solche Annahmen machen, die ihm zum Verständnis oder zur Vervollständigung des Textes als besonders wichtig erscheinen und die für ihn nicht ganz trivial sind. So wird sich z. B. der Leser von (16) zunächst nicht dabei aufhalten, für sein Textmodell den technischen Zusammenhang zwischen dem Summen und dem Türöffnen zu klären. Allerdings könnte dies in einem späteren Stadium wichtig werden (z. B. aufgrund einer textinternen Anregung oder aufgrund einer von außen an den Text herangetragenen Fragestellung). Dagegen ist es ganz sicher, daß der Leser von vornherein Annahmen über das zeitliche Aufeinanderfolgen der in (16) beschriebenen Vorgänge machen wird.

Erfährt man in einem Text, der (17) enthält, nichts weiteres über das Tier von Monika, so wird man sich evtl. zusätzlich vorstellen, daß es ein Goldhamster oder ein Hund sei. Damit gewinnt das Textmodell an Plastizität. Während die im Zusammenhang mit (15) und (16) besprochenen Annahmen für das Verständnis des Textes in gewissem Sinne notwendig sind, handelt es sich hier um eine Annahme, die der Ausmalung des Textes dient (im Textmodell gilt

„mehr als notwendig“). Genauso verhält es sich, wenn ein Leser bei (13) annimmt, daß dort von einem Traum berichtet wird, oder wenn er bei (18) aufgrund der Tatsache, daß seine Frau einen weinroten Mantel besitzt, Entsprechendes für die Frau in (18) assoziiert.

### 3. *Folgerungen für die Beantwortung einiger im Teil I aufgeworfener Fragen*

Nach dem in Abschnitt 1 vorgeschlagenen Konzept bleibt der Rezeptionsbegriff ganz dem bedeutungstheoretischen Bereich vorbehalten und damit wird die Rezeption von den anderen während der Auseinandersetzung mit einem Text stattfindenden Prozessen abgetrennt. Deren Einfluß auf die Rezeption ist über den Parameter „Kontext“ erfaßbar und umgekehrt sind sie teilweise mit Hilfe der Rezeption charakterisierbar (s. u.).

Im folgenden wird zunächst diskutiert, wie in dem von Abschnitt 1 abgesteckten Rahmen die Begriffe „Konkretisation“, „Bedeutung“ und „Interpretation“ präzisiert werden können. Der „Textkonkretisation“ soll hier kein allzu großes Gewicht beigemessen werden, aber es scheint vertretbar zu sein, sie mit dem „Textmodell“ (oder mit dem Paar [Text, Textmodell]) zu identifizieren. Damit bekäme beispielsweise die Formulierung von Ingarden „Wir können mit einem literarischen Werk nur in Gestalt einer seiner möglichen Konkretisierungen ästhetisch verkehren“ einen präzisen Sinn. Jedenfalls übernehmen die Textmodelle die den Konkretisationen zugeschriebene Rolle des Bezugspunktes, von dem der Leser in seinen Reaktionen auf den Text ausgeht.

Schon aus Abschnitt 1 geht andeutungsweise hervor, wie der Bedeutungs-begriff hier verwendet werden soll. Damit ist bereits klar, daß hier nicht die Annahme vertreten wird, es gebe so etwas wie „die Bedeutung“ eines Textes. Aber auch die Sprechweise von „einer Bedeutung“ ist zunächst noch zu ungenau, weil ein Text oder ein Textbestandteil nur relativ zu einer Struktur/Welt *W* eine Bedeutung haben kann; und zwar hat der Text bzw. der Bestandteil im allgemeinen mehrere Bedeutungen relativ zu *W*, nämlich dann, wenn er nicht direkt in *W* ausdeutbar ist, d. h. wenn noch bestimmte Freiheiten z. B. bei der Beseitigung von Ambiguitäten vorhanden sind (diesbezüglich soll von *modell-externem Interpretationsteil* gesprochen werden). Damit kann nun präzisiert werden:

Die *Bedeutung* eines Textes oder Textbestandteils wird relativ zu einer Welt *W* und einem zu *W* gehörigen modellexternen Interpretationsteil ermittelt, sie besteht aus einer extensionalen und einer intensionalen Komponente und setzt sich zumindest teilweise aus den Bedeutungen der kleineren Texteinheiten zusammen. Die einem Text *t* von einem Rezipienten *R* zugewiesene Bedeutung ist identisch mit der Bedeutung von *t* relativ zu dem von *R* für *t* erstellten Textmodell und dem von *R* ausgewählten modellexternen Interpretationsteil (für die genaue Definition s. Abschnitt 5). Schließlich ist auch die Sprechweise

von „einer Bedeutung“ eines Textes bzw. Textbestandteils gerechtfertigt, wenn darunter „eine Bedeutung in einer Welt“ verstanden wird.

An den Bedeutungsbegriff schließt sich unmittelbar der Interpretationsbegriff an. Wenn man der in der Logik üblichen Terminologie folgt bzw. diese extrapoliert, so ist jeder Rezeptionsakt *interpretativ* zu nennen, bei dem einem Text bzw. einem seiner Bestandteile direkt oder indirekt eine Bedeutung zugeordnet wird. Dementsprechend ist die *Interpretation eines Textes* eine Menge von Zuordnungen, aufgrund derer ihm in einem Modell eine Bedeutung zugewiesen werden kann. Relativ zu dem Modell werden die Zuordnungen der Interpretation in einen *modellinternen* und den oben schon erwähnten *modellexternen* Teil zusammengefaßt. In den ersteren gehen im wesentlichen Zuordnungen ein, die aufgrund der Rezeptionsakte (4), (5), (6) und (7) vorgenommen werden (vgl. Abschnitt 1), und der letztere setzt sich hauptsächlich aus Zuordnungen gemäß (1), (2), (3) und (5) zusammen.

Vergleicht man den so eingeführten logischen Interpretationsbegriff mit dem literaturwissenschaftlichen, dann ist m. E. noch unter anderem der Unterschied zu erkennen, daß eine Interpretation im literaturwissenschaftlichen Sinne eine gewisse Verbindlichkeit besitzen muß und damit die Einbeziehung von Annahmen aufgrund von Rezeptionsakten gemäß (7) und evtl. gemäß (6) nicht als interpretativ gelten kann, es sei denn die modale Qualifikation „möglich“ bzw. „wahrscheinlich“ würde explizit in das Modell übernommen. Insofern scheint für eine Explikation des Interpretationsbegriffs die folgende restringierte Definition akzeptabel zu sein: Eine Menge von Zuordnungen, aufgrund derer einem Text in einem Modell eine Bedeutung zugewiesen wird, ist eine *für den Rezipienten zulässige Interpretation* genau dann, wenn keine dieser Zuordnungen auf einen Rezeptionsakt vom Typ (7) zurückgeführt werden muß (evtl. ist auch Typ (6) ganz oder teilweise auszuschließen). Nach dieser Definition unterscheiden sich Rezeption und Interpretation im wesentlichen dadurch, daß bei der Rezeption über die Interpretation hinaus die Einführung z. B. solcher Annahmen zulässig ist, die auf idiosynkratischen Annahmen beruhen. Es bleibt abzuwarten, ob der hier postulierte Unterschied empirisch sinnvoll ist oder nicht. Unabhängig davon, wie diese Frage entschieden und die genaue Abgrenzung zwischen Interpretation und Rezeption gewählt wird, kann abschließend festgestellt werden, daß bei der hier gewählten Terminologie jede Rezeption interpretative Komponenten enthält (wir kommen also zu einem ähnlichen Resultat wie in Teil I), aber ggf. über sie hinausgeht.

Gegen den hier eingeführten Interpretationsbegriff werden möglicherweise Einwände erhoben werden; in Wirklichkeit widerspricht er gar nicht dem Interpretationsbegriff im literaturwissenschaftlichen Sinne sondern bezeichnet eine wichtige Komponente der „Interpretation“. Um mit der Diskussion eines Beispiels zu beginnen: Zunächst mag es als unsinnig erscheinen, den Leseakt – also die Überführung eines schriftlichen Textvorkommens in einen wahrgenommenen Text – als interpretativ einzustufen. Dabei geht dies vollkommen konform mit der Tatsache, daß es zu einer literaturwissenschaftlichen Inter-

pretation gehören kann, an dem zur Verfügung stehenden Quellentext Veränderungen vorzunehmen (etwa bei der Edition einer Handschrift) und den veränderten Text als Basis für die weitere Ausdeutung zu verwenden. Wenn man die beiden Interpretationsbegriffe etwas genauer vergleicht, so wird man finden, daß eine literaturwissenschaftliche Interpretation nichts anderes als die – natürlich unvollständige, nur zur Ausnützung der intensionalen Ebene fähige und meistens nicht säuberlich nach Objekt- und Metasprache getrennte – umgangssprachliche Beschreibung einer Interpretation im oben eingeführten Sinne (also als Menge von Zuordnungen) ist oder zumindest eine solche Beschreibung enthält. Beispielsweise hat der in einer Interpretation auf den Satz „Er ist ein Fuchs“ angebrachte Vermerk „hier ist gemeint, er sei schlau“ die Desambiguierung und eine Spezifizierung von „Fuchs“ zur Folge; mit der Aufzählung einiger Korbblütler wird indirekt die Extension von „Korbblütler“ eingegrenzt; die kurze Inhaltsangabe ist ein Text, der zur Intension des Ausgangstextes gehört. Etwas überspitzt gesagt, aufgrund einer „guten“ literaturwissenschaftlichen Interpretation I eines Textes t sollte eine Interpretation im strengen Sinne hinsichtlich ihres intensionalen Anteiles weitgehend bestimmt bzw. die Klasse der mit I verträglichen Textmodelle von t relativ zur Klasse aller möglichen Modelle erheblich eingeschränkt sein. Was über die Bedeutungszuweisung hinausgeht, also beispielsweise Stellungnahmen und Wertungen, Vergleiche der in t „geschilderten“ Welt mit anderen Welten, Schlüsse über Einstellungen des Autors, alles das gehört meiner Meinung nach nicht zur Interpretation sondern geht von einer bereits erstellten Interpretation bzw. der durch sie beschriebenen Textbedeutung als neuem Untersuchungsobjekt aus.<sup>20</sup> Dagegen sind die Begründungen, mit denen eine Bedeutungszuweisung gerechtfertigt wird und für die unter Umständen sehr weit ausgeholt werden muß, natürlich ein wesentlicher Bestandteil der Interpretation. Zusammenfassend kann gesagt werden, daß mit dem oben eingeführten Interpretationsbegriff der literaturwissenschaftliche Interpretationsbegriff expliziert wird, sofern man von der „Interpretation“ die literaturwissenschaftliche Weiterverarbeitung abtrennt.

Von den weiteren mit Rezeption und Interpretation zusammenhängenden Fragen sollen nur noch drei aufgegriffen werden. Erstens muß noch einmal betont werden, daß die Variabilität von Textrezeption und -interpretation nicht absolut sondern nur relativ zum Leser oder zu Lesergruppen eingeschränkt werden kann, sie hängt wesentlich davon ab, welchen Bedeutungsumfang ein Text relativ zur Welt des Lesers bzw. der Lesergruppe hat, welche Fragestellungen von dort an den Text herangetragen werden können und welche Annahmen diesbezüglich wahrscheinlich sind. Damit sind jedenfalls

<sup>20</sup> Aus analytischen Gründen soll hier der mögliche Rückkopplungseffekt außer Betracht bleiben, der darin bestehen kann, daß die durch die Interpretation eines Textes gewonnenen Einstellungen zu einer Änderung der Welt des Rezipienten und damit rückwirkend zu einer Änderung der Interpretation führen.

eine prinzipielle Offenheit und eine ständige Erweiterungsmöglichkeit von Modellbildung und Interpretation gegeben, die oft als Indiz z. B. für angebliche Kriegsvorahnungen des Autors oder für eine „Textverselbständigung“ mißverstanden wurden. In diesem Zusammenhang ist auch die Tatsache zu erwähnen, daß die bedeutungskonstitutive Aktivität der Leser einer Sprachgemeinschaft mit der Zeit wachsen kann, so daß ein Autor bei der Umsetzung seiner Intention „sparsamer“ mit der Sprache umgehen darf, seine Beschreibungen relativ unvollständiger sein können. Ein schönes Beispiel für diese Erscheinung aus dem Bereich des Films: Man ist heute geneigt, bestimmte Einstellungen und Sequenzen älterer Filme als „überdeutlich“ abzulehnen.

Zweitens müssen einige Schwierigkeiten angesprochen werden, welche die Möglichkeit, Interpretation und Modellbildung eines Rezipienten zu erfassen, erheblich beeinträchtigen. Zum einen erfolgt eine solche Erfassung hauptsächlich über verbale Äußerungen des Rezipienten – also nur indirekt; diese Äußerungen sind ihrerseits wieder auslegbar (in der Regel werden sie allerdings eine geringere Schwankungsbreite haben als der rezipierte Text bzw. die Auslegungsmöglichkeiten sind z. B. durch weitere Befragung einschränkbar). Zum anderen wird die Erfassung sowohl unvollständig als auch ungenau bleiben, weil der Rezipient sicherlich nicht jede von ihm vorgenommene Zuordnung verbalisieren kann und realiter nur ein unscharf konturiertes Textmodell erstellt (vgl. Schmidt 1973 a).

Schließlich soll kurz angedeutet werden, inwiefern im Rahmen unseres Konzepts auch neben der Rezeption ablaufende Prozesse bzw. ihre Abhängigkeit von der Rezeption zumindestens theoretisch dargestellt werden können.

- (a) Das Interesse bzw. die Aktivität eines Lesers kann ggf. daran gemessen werden, wieviel er von dem Text tatsächlich wahrgenommen hat, wie umfangreich er die Bedeutungen spezifiziert hat und durch wieviele Zusatzannahmen er sein Textmodell erweitert hat.
- (b) Die Spannung, die ein Text auf einen Leser ausübt, kann daher rühren, daß für ihn an gewissen Stellen des Rezeptionsprozesses eine starke Unsicherheit über den möglichen Fortgang der Modellbildung besteht oder daß der Leser oft gezwungen wird, Zusatzannahmen zurückzunehmen, die vorher einen hohen Wahrscheinlichkeitsgrad für ihn hatten.
- (c) Die Überraschung eines Lesers kann dadurch erzeugt sein, daß während des Rezeptionsprozesses lange Zeit unter mehreren Alternativen der Interpretation einer bestimmten Textstelle keine bevorzugt werden darf und dann plötzlich aufgrund des Kontextes eine Auflösung gegeben wird.
- (d) Die Bewertung eines Textes beruht auf einem Vergleich von Textmodell und Teilen der Welt des Lesers; das Ergebnis der Bewertung hängt wesentlich davon ab, welche Teilwelten zu dem Vergleich herangezogen werden.
- (e) Das Engagement eines Lesers kann daher rühren, daß ein Textmodell eine gewisse Ähnlichkeit mit seiner eigenen Welt oder einem Teil von ihr (z. B. der Wunschwelt) hat.

Statt „Leser“ kann in (a) bis (e) jeweils auch „Leserschicht“ eingesetzt werden,

womit angedeutet sein soll, daß die Angehörigen einer Leserschicht bei vergleichbaren Rezeptionsbedingungen auch ähnliche Reaktionen zeigen werden.

#### 4. *Zur Rolle der Grammatik*

Die Frage nach der Rolle der Grammatik für die Textverarbeitung kann hier nur sehr allgemein beantwortet werden. Um die Antwort gleich vorwegzunehmen: Mit Hilfe von Grammatiken müssen die Bedeutungen von Texten ermittelt werden; genauer gesagt ist es für eine Theorie der Textverarbeitung notwendig, daß Grammatiken (die ggf. auf bestimmte Rezipientengruppen zugeschnitten sind, z.B. bzgl. der Lexikonkomponente) entwickelt werden, aufgrund derer aus jedem für eine Rezipientengruppe erhobenen Satz von intensionalen Daten alle relativ zu diesen Daten folgenden Intensionen eines Textes ermittelbar sind. Erfüllt eine Grammatik diese Aufgabe, so kann sie bei der Bewältigung z.B. folgender beider Probleme helfen: Herstellung intersubjektiv überprüfbarer Interpretationen, Trennung der allgemeinen von den individuellen oder teilgruppenspezifischen Bedeutungsanteilen in einer vorliegenden verbalisierten Rezeption bzw. Abspaltung der nicht zur Interpretation gehörigen Rezeptionsanteile. Die Nützlichkeit einer solchen Grammatik liegt damit auf der Hand. Aber wie muß eine Grammatik aufgebaut sein, damit sie die obengenannte Aufgabe erfüllt? Bei der Beantwortung dieser Frage kann man wieder auf das Rezeptionsmodell in Abschnitt 1 zurückgreifen mit dem Unterschied, daß jetzt als Bezugspunkt nicht die Welt eines einzelnen Lesers gewählt wird sondern die Welt, die aus allen Welten der Angehörigen der Rezipientengruppe zusammengesetzt ist. Danach scheint eine Rekonstruktion des Rezeptions- bzw. Interpretationsvorganges folgendermaßen erreichbar zu sein.

- (1) Man klassifiziert die Bestandteile von Texten der Rezipientengruppe sowohl im Hinblick auf ihre syntaktische Position als auch auf ihre semantische (extensionale) Funktion.
- (2) Man definiert ein Regelsystem, mit dem man ausgehend von gewissen elementaren Spracheinheiten durch Verkettung mindestens die in der Rezipientengruppe beobachteten Texte erzeugen kann. Da das Regelsystem nicht die Sprachkompetenz der Rezipienten beschreiben soll, schadet es nichts, wenn „zu viele“ Texte erzeugt werden. Wichtig ist nur, daß es zu jeder Ableitung eines Textes eine Stufe gibt, aus der für jeden Textbestandteil gemäß seiner nach (1) bestimmten syntaktischen und semantischen Rolle eindeutig hervorgeht, welche anderen Textbestandteile auf ihn bezogen sind (syntaktische Normalform).
- (3) Man untersucht, nach welchen Regeln die Rezipienten Extensionen komplexer Bestandteile aus den Extensionen der kleineren Einheiten berechnen bzw. was sich daraus für die Ermittlung der Intension ergibt; ggf. muß man

für ein und dieselbe Art einer syntaktischen Konstruktion mehrere Bedeutungsalternativen registrieren.

- (4) Man versucht, die Intensionen der elementaren Spracheinheiten mit selbständiger semantischer Funktion einzugrenzen und registriert, wieviele Lesarten jede dieser Einheiten hat (je 2 Lesarten lassen sich schon aufgrund eines intensionalen Bestandteils unterscheiden); ggf. ermittelt man auch Anteile der Intension von komplexen Spracheinheiten.
- (5) Man überprüft, nach welchem Verfahren bei der Bedeutungsspezifikation Intensionsmodifikationen vorgenommen werden (z.B. Intensionsreduktion bei Metaphern).
- (6) Man stellt Texte zusammen, die von allen Rezipienten der Gruppe als „in vielen Situationen wahrscheinlich gültig“ oder von Teilgruppen als „allgemein gültig“ bezeichnet werden.

Von (1) bis (6) zählen (1) bis (3), (5) und teilweise (4) zu den Aufgaben einer Grammatik ([4] geht weit über die normale Lexikonarbeit hinaus). Insofern diese nicht nur gruppenspezifisch sondern einheitlich für alle Rezipienten einer Sprachgemeinschaft geleistet werden können, spricht man berechtigterweise von „der Grammatik“; es würde meiner Meinung nach aber nicht genügen, wenn sich die Grammatikforschung auf die Bearbeitung des generellen Bereichs beschränkte, sondern sie muß auch die rezipientenspezifischen Komponenten untersuchen.

Damit sind wahrscheinlich die Erwartungen der Textverarbeitungsfor- schung an die Grammatik umrissen und es ist zu fragen, inwieweit diese Erwartungen bisher erfüllt wurden. Bei der Diskussion dieser Frage will ich nur die Punkte herausgreifen, die mir in der augenblicklichen Situation als die wichtigsten erscheinen. Zunächst kann man feststellen, daß es für die syntaktische Seite von Punkt (1) und (2) ansatzweise befriedigende Lösungsvorschläge gibt. Dagegen ist der semantische Status vieler sprachlicher Einheiten nach wie vor ungeklärt bzw. hierfür bisher vorgeschlagene Lösungen haben nur geringe Plausibilität (dies gilt z.B. für die Präpositionalphrasen). Demzufolge ist es auch schlecht um die Bestimmung einer „syntaktischen Normalform“ bestellt. Die hiermit verbundene Schwierigkeit umgeht die bisherige Grammatikfor- schung weithin scheinbar dadurch, daß sie „Tiefenstrukturen“ einführt, die anstelle der „Oberflächenstrukturen“ interpretiert werden und den Vorteil haben, keine „syntaktischen“ Ambiguitäten mehr zu enthalten; u. a. mit die- sem Vorteil wird auch die Einführung der Tiefenstrukturen begründet. Hierzu ist zweierlei zu sagen. Erstens bietet die Elimination der „syntaktischen“ Am- biguitäten keinen echten Vorteil, weil sich eine „syntaktische“ von einer „se- mantischen“ Ambiguität (z. B. des „oder“ mit seinen mindestens zwei Lesar- ten) strukturell gar nicht unterscheidet. Zweitens aber – und das ist der wichti- gere Aspekt – bringt man sich mit der Einführung der Tiefenstrukturen in eine – empirisch gesehen – etwas gefährliche Situation, insofern als man damit u. U. eine genauere logische Analyse verhindert und den Aufbau des Regelsy- stems, also eines generellen Teils der Grammatik, von ziemlich schwer zu

fällenden Vorentscheidungen über die Paraphrasebeziehungen bei komplexen Spracheinheiten abhängig macht. Dabei soll gerade die Paraphraserelation erst durch die Grammatik expliziert werden. Um diese Problematik an einem Beispiel zu verdeutlichen: Entgegen der Auffassung anderer halte ich die beiden Sätze „Daß der Student entdeckt wurde, erregte Aufsehen“ und „Die Entdeckung des Studenten erregte Aufsehen“ (in der analogen Lesart) nicht für Paraphrasen voneinander, weil ersterer mehr „die Tatsache“ und der zweite mehr die „Aktion“ herausstreicht; die beiden Sätze haben nur beinahe dieselbe Intension. In diesem und in ähnlichen Fällen scheint mir das Postulat von der gemeinsam zugrundeliegenden Tiefenstruktur fragwürdig zu sein. Dagegen ist beispielsweise die Gapping-Transformation unproblematisch. Trotzdem bin ich der Meinung (vgl. Abschnitt 1), daß man auf alle Transformationen mit Ausnahme der Permutation und Klammertilgung verzichten kann, wenn man systematisch die Methode der „Sprach- bzw. Definitionserweiterung“ ausnutzt (s. Abschnitt 5). Mit dieser Methode wird zwar in dem der Gapping-Transformation entsprechenden Definition nichts Neues erbracht, aber ich vermute, daß mit ihr auch in schwierigeren Fällen (z. B. bei den „daß“-Sätzen) die logische Struktur der Sprache rekonstruiert werden kann.

Auch die in (3) und (4) umrissenen Aufgaben können noch nicht als gelöst gelten. Hier fehlen z. B. genaue Informationen über die Bedeutung einiger Konjunktionen ebenso wie über die Bedeutung der intensionalen Verben. Abgesehen davon soll an dieser Stelle von der hier skizzierten Position aus noch eine kritische Bemerkung zum Forschungsansatz von Petöfi und Rieser gemacht werden. Diese Bemerkung bezieht sich auf die „Lexikonhypothese“, derzufolge „es möglich ist, innerhalb des Lexikons eine Teilmenge von Elementen abzugrenzen, die als Menge der elementaren Einheiten (mit Hilfe derer alle anderen Lexikonelemente definierbar sind) deklariert werden kann“ (vgl. hierzu Petöfi 1973 a). Gegen diese Hypothese ist einzuwenden (zumindestens, wenn man anhand konkreter Definitionen in Petöfi (1973 b) und Rieser (1973) sieht, wie weit sie ausgelegt wird), daß nur ein unbedeutender Teil der Lexikonelemente definierbar ist und zwischen allen anderen höchstens die Folgeungsbeziehung besteht. Außerdem sollten in einem allgemeinen Lexikon keinesfalls so viele Intensionsanteile eingetragen sein, wie in diesen Beispielen, weil sonst die Anzahl der zu betrachtenden Lesarten eines Eintrages unzumutbar groß würde. Tatsächlich können detailliertere Intensionen nur aus den als wahrscheinlich geltenden Annahmen bzw. kontextueller Spezifizierung abgeleitet werden und diese Informationen müssen m. E. theoretisch ganz genau von den allgemeinen unterschieden werden. Damit scheint sich für die Grammatikforschung zugleich die Frage zu stellen, ob sie nur für den kotextuellen Bereich zuständig sein will und dann natürlich nur einen „schwachen“ Folgeungsbegriff explizieren kann oder ob sie darüber hinausgehen will und dann auch den kontextuellen Aspekt berücksichtigen muß.

Im letzteren Fall bräuchte sich am formalen Apparat nichts zu ändern, aber es müßten Komponenten angeschlossen werden, welche die in einem Kontext

gültige Theorie bzw. die Erfahrungen (etwas Ähnliches ist in Rieser (1973) allerdings in restriktiverem Sinne vorgeschlagen) ebenso wie die dortigen Präferenzen beschreiben würden. Es bedarf keines langen Nachdenkens, um einzusehen, daß man sich bei dem Versuch, diese Komponenten zu erfassen, überfordern würde. Vielmehr müssen die entsprechenden Untersuchungen ebenso wie die Lexikonauffüllung und -präzisierung bei Bedarf von den betreffenden Textverarbeitungsdisziplinen selbst durchgeführt werden. Im übrigen stimmt es gar nicht, daß eine Grammatik mit einem „bescheidenen“ Lexikon einen „schwachen“ Folgerungsbegriff expliziert; sie kann nur nicht aus sich heraus alle Folgerungen ableiten, die durch irgendwelche zusätzlichen Voraussetzungen bedingt sind; das aber wird ihr niemand zum Vorwurf machen.

### 5. *Formalisierungsskizze und einige Vorschläge zur logischen Analyse der Sprache*

Im folgenden soll das in den vorigen Abschnitten beschriebene Konzept andeutungsweise und natürlich, ohne daß eine Sprache spezifiziert werden kann, formalisiert werden. Auf die Ausführung von Details muß im Rahmen dieses Beitrages verzichtet werden.

5.1. Eine *Sprache*  $L$  setzt sich zusammen aus den in einem Alphabet aufgebauten und nicht notwendig interpretierbaren *Grundzeichen* (logischer Zeichenbegriff) und zwar werden aus diesen Grundzeichen mit Hilfe eines *syntaktischen Regelsystems* die *Ausdrücke* (die Elemente von  $L$ ) erzeugt und bestimmten Ausdrucksklassen  $L_0, \dots, L_n$  zugeordnet ( $L = \bigcup_{i=0}^n L_i$ ). Dabei sei  $L_0$  die Klasse der *Texte*. Texte sind hier dadurch ausgezeichnet, daß ihnen bei einer vollständigen Interpretation (in logischem Sinne) höchstens die Extensionen 0 oder 1 zukommen; das schließt nicht aus, daß auch den Ausdrücken aus anderen Klassen von einem Rezipienten Textcharakter zugebilligt wird, z. B. wenn er sie im Wahrnehmungsakt vervollständigt; diesbezügliche Fragen sollen aber im folgenden ausgeklammert werden. Innerhalb von  $L$  sind u. a. auch eine Klasse  $V$  von *Variablen* und eine Klasse  $K$  von *Konstanten* ausgezeichnet; die Konstanten fungieren als elementare semantische Einheiten.

5.2. Eine zu  $L$  passende *Welt* (Struktur)  $W$  ist eine Funktion, die jedem Index  $i$  aus einer Indexmenge  $I$  ein geordnetes Paar der Gestalt

$$W_i = (A_i, F_i)$$

zuordnet.  $W_i$  heißt *i-te Situation* von  $W$ . Dabei ist  $A_i$  der *i-te Individuenbereich* und  $F_i$  die *i-te Interpretationsfunktion* von  $W$ , die über einer Teilmenge  $K_{W_i}$  von  $K$  und einer Indexmenge  $I$  definiert ist, d. h.

$$\text{Def } F_i = K_{W_i} \times I.$$

Außerdem soll  $\mathbb{W}$  die Eigenschaft haben, daß es für jedes  $k \in K$  ein  $i \in I$  und ein  $j \in J$  mit  $(k, j) \in \text{Def } F_i$  gibt.

$F_i(k, j)$  heißt *j-te Lesart* (Extension) von  $k$  und hat ggf. funktionalen Charakter. Je nach Art von  $L$  muß  $F_i$  evtl. gewisse *Nebenbedingungen* erfüllen (s. unten). Es ist erlaubt, daß  $A$  und  $I$  einen nicht leeren Durchschnitt haben.

5.3. In Korrespondenz zu einem Teil der *syntaktischen Regeln* stehen die *semantischen Regeln*, die es gestatten, aus den Extensionen der Konstanten die Extensionen der komplexen Ausdrücke zu berechnen, sofern diese überhaupt definiert sind. Mit  $\text{Ext}_i(\varphi, G)$  bezeichnen wir die *Extension* eines Ausdrucks  $\varphi$  in  $\mathbb{W}_i$  bei einer *externen Interpretationsfunktion*  $G$ , die  $\varphi$  einen zugrundeliegenden, syntaktisch desambiguierten Ausdruck zuordnet, für jede Konstante in  $\varphi$  eine Lesart bestimmt, Variablen belegt und Situationswechsel spezifiziert. Für Texte wird folgendermaßen die Gültigkeitsbeziehung erklärt:

$t$  gilt in  $\mathbb{W}_i$  bei  $G$  (abgekürzt  $\mathbb{W}_i \stackrel{G}{\models} t$ ) genau dann, wenn  $\text{Ext}_i(t, G) = 1$ .

Mit Hilfe der Extensionen werden die Intensionen von Ausdrücken relativ zu  $\mathbb{W}$  definiert und zwar wird gesetzt:

$$\begin{aligned} \overline{\text{Int}}(\varphi, G) &:= \left\{ (\psi, G'); \text{Ext}_i(\varphi, G) \subset \text{Ext}_i(\psi, G') \text{ ,} \right. \\ &\quad \left. \text{für jedes } i \in I \text{ mit } (\varphi, G) \in \text{Def Ext}_i; \right\} \\ \underline{\text{Int}}(\varphi, G) &:= \left\{ (\psi, G'); \text{Ext}_i(\varphi, G) \supset \text{Ext}_i(\psi, G') \text{ .} \right. \\ &\quad \left. \text{für jedes } i \in I \text{ mit } (\varphi, G) \in \text{Def Ext}_i; \right\} \end{aligned}$$

$\overline{\text{Int}}(\varphi, G)$  bzw.  $\underline{\text{Int}}(\varphi, G)$  heißt *obere* bzw. *untere* Intension von  $\varphi$  bei  $G$ . Speziell gehört also eine Konstante

$k'$  in der  $j'$ -ten Lesart zur oberen Intension einer Konstanten  $k$  in der  $j$ -ten Lesart, wenn

$$F_i(k, j) \subset F_i(k', j') \text{ für jedes } i.$$

Man denke etwa an das Verhältnis von „Lebewesen“ zu „Mensch“.

Von dieser Definition ausgehend spricht man davon, daß  $\varphi$  zur unteren bzw. oberen Intension von  $\varphi$  bei  $G$  gehört, wenn es ein  $G'$  gibt mit

$$(\psi, G') \in \underline{\text{Int}}(\varphi, G) \text{ bzw. } \overline{\text{Int}}(\varphi, G).$$

Oder ohne Bezug auf eine externe Interpretation:  $\psi$  gehört zur Intension von  $\varphi$ , wenn es ein  $G$  gibt derart, daß  $\psi$  zur Intension von  $\varphi$  bei  $G$  gehört. Ist ein Text  $t'$  Element der oberen Intension von dem Text  $t$ , so heißt  $t'$  auch *Folgerung* von  $t$  relativ zu  $\mathbb{W}$ . Zu zwei verschiedenen Intensionen von  $\varphi$  gibt es ggf. einen Ausdruck  $\psi$ , der zur einen aber nicht zur anderen Intension von  $\varphi$  gehört; damit besteht die Möglichkeit, verschiedene Intensionen eines Ausdrucks in  $L$  selbst zu unterscheiden (aus diesem Grunde sind hier im Gegensatz zu beispielsweise Montague (1970) Intensionen als Ausdrucksmengen definiert worden). Als die *Bedeutungen* eines Ausdrucks relativ zu  $\mathbb{W}$  können jetzt die Paare

$$((\text{Ext}_i(\varphi, G))_{i \in I}, (\underline{\text{Int}}(\varphi, G), \overline{\text{Int}}(\varphi, G)))$$

für jeweils ein  $G$  angesehen werden. In vielen Fällen wird man allerdings auf die Angabe beispielsweise der unteren Intensionen verzichten wollen, da sie durch die oberen Intensionen der anderen Ausdrücke definierbar ist. Für die Beschreibung des Rezeptionsprozesses ist aber die obige Darstellung günstig, weil bei der Bedeutungsspezifikation sicherlich aus beiden intensionalen Komponenten Anteile auf direktem Wege aktiviert werden. An dieser Stelle muß auch noch einmal betont werden, daß nicht notwendig für alle Ausdrücke von  $L$  eine Extension und damit eine Bedeutung in  $\mathbb{W}$  definiert zu sein braucht. Abschließend wird noch der Theoriebegriff eingeführt und zwar wird gesetzt:

$$\text{Th}(\mathbb{W}_i) := \{(t, G); \mathbb{W}_i \stackrel{G}{\models} t\},$$

$$\text{Th}(\mathbb{W}) := \bigcap_{i \in I} \text{Th}(\mathbb{W}_i).$$

Des weiteren spricht man davon, daß ein Text  $t$  zur Theorie von  $\mathbb{W}_i$  bzw.  $\mathbb{W}$  gehört, wenn es ein  $G$  gibt mit

$$(t, G) \in \text{Th}(\mathbb{W}_i) \text{ bzw. } \text{Th}(\mathbb{W}).$$

5.4. Mit Hilfe von 5.1. bis 5.3. ist schon ein Teil der Ausführungen in den vorigen Abschnitten präzisiert – soweit dies ohne Sprachspezifikation überhaupt möglich ist. Im folgenden sollen noch einige andere, jetzt genauer darstellbare Punkte angesprochen werden.

Bei der Lektüre eines Textes  $t$  steht der Rezipient  $R$  in einer bestimmten Rezeptionssituation und verfügt über bestimmte Grammatik- und Weltkenntnisse (vgl. I.1.6.). Die Berücksichtigung des Kontextes durch  $R$  spiegelt sich in der Wahl einer Teilwelt von  $R$  wider. Aus dieser Teilwelt bestimmt  $R$  Extensionen und Intensionen der Konstanten in  $t$  bzw. hieraus bezieht er Theorie-teile zur Erweiterung seines Textmodells. Möglicherweise wird  $R$  im Verlaufe der Rezeption gezwungen, eine andere Teilwelt zu wählen, nämlich wenn sich aufgrund des Kontextes Inkohärenzen ergeben.

Ist  $\mathbb{W} = (A_i, F_i)_{i \in I}$  die Teilwelt, auf die sich  $R$  in einem bestimmten Stadium der Rezeption bezieht, so läßt sich das in Abschnitt 1 postulierte Präferenzprinzip in erster Näherung folgendermaßen formulieren:

(a) Ist  $t_0$  ein Teiltext von  $t$  und stehen für  $t_0$  mehrere externe Interpretationen  $G_0, \dots, G_n$  zur Auswahl, so wird die (bzw. eine solche) Interpretation  $G_m$  bevorzugt, bei der die Anzahl von

$$S_m := \{i \in I; \mathbb{W}_i \stackrel{G_m}{\models} t_0\}$$

(b) Bei einer Interpretation von  $t_0$  durch  $G$  darf  $t_0$  ergänzt werden durch  $t'$  in der Interpretation  $G'$  (bzw. das zu  $t_0$  erstellte Modell darf entsprechend erweitert werden), wenn die Anzahl von

$$\{i \in I; \mathbb{W}_i \stackrel{G}{\models} t_0 \text{ und } \mathbb{W}_i \stackrel{G'}{\models} t'\}$$

$$\{i \in I; \mathbb{W}_i \stackrel{G}{\models} t_0 \text{ und nicht } \mathbb{W}_i \stackrel{G'}{\models} t'\}.$$

Anhand von Beispielen wird man allerdings bemerken, daß (a) und (b) unzureichend sind, weil  $t_0$  oft in überhaupt keiner Situation  $\mathbb{W}_i$  von  $\mathbb{W}$  gelten wird (man ersetze etwa bei Beispiel (3) von Abschnitt 2 „im Gefängnis“ durch „in

dem Gefängnis auf dem Mond“). Zunächst wird man daher vielleicht von der Annahme ausgehen, daß in  $\mathbb{W}$  von vornherein „mögliche“ bzw. „fiktionale“ Weltsituationen einbezogen sind oder bei Bedarf einbezogen werden müssen. Mit dieser Gedankenkonstruktion muß man sich aber nicht abfinden. Denn (a) und (b) können dahingehend umformuliert werden, daß eine Anzahlüberprüfung nicht nur an  $t_0$  selbst sondern auch anhand von Folgerungen von  $t_0$  vorgenommen werden darf, die sich relativ zu den alternativen Textmodellen von  $t_0$  ergeben und bei denen Entscheidungen über die zur Auswahl stehenden Lesarten eher getroffen werden können (für obiges Beispiel etwa in dieser Weise: Wenn  $x$  oder  $y$  in einem Gefängnis ist und  $y$  einen Wärter hat, dann ist  $y$  im Gefängnis).

Ist  $\mathbb{W}' = (A'_i, F'_i)_{i \in I}$ , das von  $R$  aufgebaute Textmodell von  $t$ , so ist die aus  $\{t'; \text{es gibt } G' \text{ mit } (t', G') \leftarrow \bigcup_{i \in I} \text{Th}(\mathbb{W}_i)\}$  durch Streichung von Wiederholungen reduzierte Textmenge die vollständige Verbalisierung von  $\mathbb{W}'$ .

5.5. Auf die Probleme, die mit der logischen Analyse der natürlichen Sprachen zusammenhängen, und darauf, wie sie im Rahmen des Weltkonzepts evtl. zu lösen sind bzw. wie die bisherigen Lösungsvorschläge zu bewerten sind, kann hier nicht genauer eingegangen werden; es sollen aber wenigstens noch einige Beispiele diskutiert werden. Unterabschnitt 5.5. dient hierfür als Vorbereitung.

Die relativ zum Weltkonzept naheliegendste Erweiterung einer prädikatenlogischen Sprache erster Stufe (s. Hermes 1972) basiert auf der Forderung, daß es in der Objektsprache möglich sein muß, ausgehend von einer Situation über die in anderen Situationen gültigen Sätze zu sprechen. Dazu bietet es sich an, einen Gültigkeitsjunktoren einzuführen, d.h. man erweitert die Formationsregeln etwa um folgende Regel:

(\*) Ist  $\varphi$  ein Ausdruck und  $c$  eine Individuenkonstante, so ist  $c:\varphi$  ein Ausdruck.

Für die  $i$ -te Extension von  $c:\varphi$  relativ zu  $\mathbb{W} = (A_i, F_i)_{i \in I}$  wird gesetzt:

$$\text{Ext}_i(c:\varphi) = \text{Ext}_{F_i(c)}(\varphi),$$

wobei im Falle  $\text{Ext}_i(c) \notin I$  kein Wert für  $\text{Ext}_i(c:\varphi)$  definiert ist. Für die Gültigkeitsbeziehung ergibt sich daraus:

$\mathbb{W}_i \models c:\varphi$  genau dann, wenn  $F_i(c)$  definiert ist und

$\mathbb{W}_{F_i(c)} \models \varphi$ . Allgemeiner wird man (\*) für Terme formulieren.

Die so erweiterte Sprache fügt sich partiell in den Rahmen der pragmatischen Sprachen im Sinne von Montague (1972) ein, weil für jeden Term  $u$  ohne freie Variable die Zeichenreihe „ $u$ :“ als Operator aufgefaßt werden kann. Die hier vorgeschlagene Erweiterung erlaubt aber feinere Differenzierungen und entspricht eher der Darstellung in Rescher-Urquhart (1971).

Ein in der Modelltheorie gängiges Verfahren ist die Sprach- bzw. Defini-

itionserweiterung und zwar ist damit der Übergang von einer Struktur zu einer anderen, in der mehr Konstanten interpretiert werden, angesprochen. Wenn beispielsweise  $W_i \models^{(v|a)} \varphi(v)$  gilt ( $(v|a)$  bedeute, daß die Variable  $v$  durch  $a \in A$  interpretiert wird), so kann es nützlich sein,  $a$  einen „Namen“ zu geben; d. h. man geht über zu einer Situation  $W'_i = (A_i, F'_i)$ , wobei gilt  $F'_i := F_i \cup \{(c, a)\}$  und  $c$  eine „neue“ Individuenkonstante ist, also  $c$  als Name für  $a$  fungiert.

In einem anderen Fall interessiert man sich ggf. für die Menge  $\{a \in A; W_i \models^{(v|a)} \varphi(v)\}$ , also gerade für  $\text{Ext}_i(\varphi(v))$ , und führt eine „neue“ Prädikatenkonstante  $P$  dadurch ein, daß man definiert:

$$F'_i := F_i \cup \{(P, \text{Ext}_i(\varphi(v)))\}.$$

5.6. Unter Benutzung von 5.5. sollen abschließend einige Beispiele diskutiert und Vorschläge für ihre Analyse gemacht werden. Dabei müssen jeweils Andeutungen genügen.

- (1) Im Warenhaus ist ein Dieb erwischt worden. Der Mann wird zur Polizei gebracht.
- (2) Morgen kauft Karl eine Hose.
- (3) In Bielefeld ist es kalt.
- (4) Max glaubt, daß Fritz krank ist.
- (5) Die Entdeckung ist erstaunlich.

Zu der Frage, wie der bestimmte Artikel zu analysieren sei, gibt es verschiedene Meinungen. In (1) kann „Der Mann“ gemäß 5.5. offensichtlich als Name für „den Dieb“ aufgefaßt werden. Allgemeiner könnte man folgende Regel formulieren:

Es ist für jeden (masculinen) Nominalausdruck  $N$  erlaubt, eine neue Individuenkonstante „Der  $N$ “ einzuführen, falls „Der  $N$ “ so interpretiert wird, daß „Der  $N$  ist ein  $N$ “ gilt.

Letzteres wäre eine Nebenbedingung, wie sie nach 5.2. zulässig ist. Akzeptiert man diese Auffassung von „der“ dann kann man auch die in der Linguistik geführte Diskussion des Beispiels „der gegenwärtige König von Frankreich“ als erledigt ansehen. Außerdem ist die bei Beispielen wie (1) gelegentlich postulierte kotextuelle Synonymität zweier verschiedener Nomen (hier für „Dieb“ und „Mann“) zu verwerfen.

Aufgrund von 5.5. bietet sich für (2) als einfachste Möglichkeit die Deutung „Morgen (gilt): Karl kauft eine Hose“ an, d. h. „Morgen“ wird als Situationsindividuenkonstante aufgefaßt. Entsprechend kann auch (3) behandelt und „in“ als einstellige Funktionskonstante angesehen werden. Es wäre zu untersuchen, für welche Präpositionalausdrücke eine solche Darstellung akzeptabel ist. In jedem Fall scheint die hiermit verbundene innersprachliche Situationsverzweigung bzw. -spezifikation viele Anwendungen zu besitzen; „Situation“ darf dabei nicht zu eng ausgelegt werden. Damit deutet sich zugleich an, daß einerseits eine explizite Darstellung der Indizes als Tupel (vgl. Lewis 1972, Rieser 1973) unnötig ist und andererseits weitgehend auf die Verwendung

einer typenlogischen Sprache verzichtet werden kann, wenn man das Prinzip der Situationsverzweigung ausnutzt.

Für (4) gibt es in erster Näherung die Auslegung „Max glaubt (an) eine Situation (bei der gilt): Fritz ist krank“, wobei die betreffende Situation zugleich den Namen „daß Fritz krank ist“ erhält. Allgemeiner könnte man folgende Regel aufstellen:

Es ist für jeden Satz S erlaubt, eine neue Individuenkonstante „daß S“ einzuführen, falls „(daß S): S“ gilt. Ob tatsächlich daß-Sätze als Namen für Situationen gebraucht werden, muß genauer überprüft werden. Die obige umgangssprachliche Auslegung deutet evtl. auch daraufhin, daß nicht die Situation sondern ein anderes Objekt a benannt wird, und S in der Situation „bei a“ gilt. In ähnlicher Weise kann man jedenfalls bei (5) vorgehen, indem man „v ist eine Entdeckung“ durch „v ist eine Aktion und bei v: jemand entdeckt etwas“ definiert.

### *Literaturverzeichnis*

- Bauer, W. et al.  
1972  
*Text und Rezeption. Wirkungsanalyse zeitgenössischer Lyrik am Beispiel des Gedichts ‚Faden-  
sonnen‘ von P. Celan* (Frankfurt/M.: Athenäum).
- Ballmer, Th.  
1973  
„Zum Aufbau einer Textgrammatik“, Vorlage zum Kolloquium „Linguistische Strukturbe-  
schreibung von Texten“, Kiel, Oktober 1973.
- Ballmer, Th.  
1973  
„A Pilot Study in Textgrammatik“, Vorlage zum Kolloquium „Analyse der thematischen Struk-  
tur der Texte“, Bielefeld, Mai 1973.
- Bar-Hillel, Y.  
1970  
„Argumentation in Pragmatic Languages“, in: *Aspects of Language* (Jerusalem: Magnus  
Press) 206–221.
- Bell, J. L., Slomson, A. B.  
1969  
*Models and Ultraproducts* (Amsterdam: North Holland).
- Eimermacher, K.  
1973  
„Zum Problem einer literaturwissenschaftlichen Metasprache“, in: *Sprache im technischen  
Zeitalter* 48, 255–277.
- Frye, N.  
1964  
*Analyse der Literaturkritik* (Sprache und Literatur 15) (Stuttgart: Kohlhammer).
- Gadamer, H.-G.  
1965  
*Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik* (Tübingen: Mohr).

- Gebauer, G.  
1972  
„Kritik der Interpretation – über die Grenzen der Literaturwissenschaft“, in: S. J. Schmidt (Hrsg.), *Zur Grundlegung der Literaturwissenschaft* (Grundfragen der Literaturwissenschaft 5) (München: Fink) 114–123.
- Göttner, H.  
1973  
*Logik der Interpretation* (München: Fink).
- Groeben, N.  
1970  
„Hermeneutische Verfahrensweisen in der empirischen Psychologie als methodische Kointention“, in: *Jahrbuch für Psychologie, Psychotherapie und medizinische Anthropologie*, 18. Jahrgang, 273–290.
- Groeben, N.  
1972  
*Literaturpsychologie. Literaturwissenschaft zwischen Hermeneutik und Empirie* (Sprache und Literatur 80) (Stuttgart: Kohlhammer).
- Hartmann, P.  
1971  
„Text als linguistisches Objekt“, in: W. D. Stempel (Hrsg.), *Beiträge zur Textlinguistik* (München: Fink) 9–29.
- Hermes, H.  
<sup>3</sup>1972  
*Einführung in die mathematische Logik* (Stuttgart: Teubner).
- Ihwe, J.  
1972  
„Textgrammatiken. Texttypologien, Textverarbeitung und Textdidaktik. Kriterien für eine Literaturwissenschaft als empirische und theoretische Erfahrungswissenschaft“, Arbeitspapier, Universität Amsterdam.
- Ihwe, J.  
1973  
„On the foundations of ‚generative metrics‘“, Arbeitspapier, Universität Amsterdam (erschienen in: *Poetics* 4, 1975, 367–400).
- Ihwe, J., et al.  
1972/1973  
„G. Wienold, Semiotik der Literatur: Perspektiven für die Literaturwissenschaft“, Arbeitspapier, Universität Amsterdam (erschienen in: Projektgruppe Textlinguistik Konstanz (Hrsg.), *Probleme und Perspektiven der neueren textgrammatischen Forschung I* (Hamburg: Buske) 1974, 151–164).
- Ingarden, R.  
1965  
*Das literarische Kunstwerk* (Tübingen: Mohr).
- Iser, W.  
1970  
„Die Appellstruktur der Texte“, in: G. Hess (Hrsg.), *Konstanzer Universitätsreden* 28 (Konstanz: Universitätsverlag).
- Jauss, H. R.  
<sup>2</sup>1969  
„Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft“, in: G. Hess (Hrsg.), *Konstanzer Universitätsreden* 3 (Konstanz: Universitätsverlag).
- Kaiser, G.  
1971  
„Nachruf auf die Interpretation?“ (Rezension von W. Iser, „Die Appellstruktur der Texte“), in: *Poetika* 4, 267–277.

- Koch, W. A.  
1968  
"Problems in the Hierarchization of Text Structures", in: *Orbis* 27, 309–342.
- Koch, W. A.  
1971  
*Varia Semiotica* (Studia Semiotica, Series Practica 3) (Hildesheim: Olms).
- Kutschera, F. von  
1973  
„Grundzüge einer logischen Grammatik“, Vorlage zum Kolloquium „Zur Grundlegung einer expliziten Pragmatik“, Bielefeld, Januar 1973 (erschienen in: S. J. Schmidt (Hrsg.), *Pragmatik/Pragmatics* 2 (München: Fink) 1976, 122–157).
- Morris, Ch.  
1939/1940  
"Esthetics and the theory of signs", in: *Erkenntnis* (= Journal of Unified Science) 8, 131–150.
- Kutschera, F. von  
1972  
*Wissenschaftstheorie. Grundzüge der allgemeinen Methodologie der empirischen Wissenschaften*, 2 Bde (UTB 100, 198) (München: Fink).
- Lewis, D.  
1972  
"General Semantics", in: D. Davidson, G. Harman (eds.), *Semantics of Natural Language* (Dordrecht: Reidel) 169–218.
- Montague, R.  
1970  
"English as a Formal Language", in: Visenti et al. (eds.), *Linguaggi nella società e nella tecnica* (Milano: Edizioni di Comunità) 189–223.
- Montague, R.  
1972  
"Pragmatics and Intensional Logic", in: D. Davidson, G. Harman (eds.), *Semantics of Natural Language* (Dordrecht: Reidel) 142–168.
- Petöfi, J. S.  
1973  
*Towards an empirically motivated grammatical theory of verbal texts*, (Bielefelder Papiere zur Linguistik und Literaturwissenschaft 1).
- Petöfi, J. S.  
1973 a  
„Grammatische Beschreibung, Interpretation, Intersubjektivität“, Diskussionsvorlage zum Kolloquium „Analyse der thematischen Struktur der Texte“, ZIF, Bielefeld, Mai 1973 (erschienen in: J. S. Petöfi, H. Rieser, *Probleme der modelltheoretischen Interpretation von Texten* (Hamburg: Buske) 1974, 29–59).
- Petöfi, J. S.  
1973 b  
„Thematisierung der Rezeption metaphorischer Texte in einer Texttheorie“, Vorlage zum Kolloquium „Sprache in metaphorischer Sicht“, Bielefeld, Mai 1973 (erschienen in: *Poetics* 4, 1975, 259–310).
- Rescher, N., Urquhart, A.  
1971  
*Temporal Logic* (Library of Exact Philosophy 3) (Wien, New York: Springer).
- Rieser, H.  
1973  
„Textgrammatik und Interpretation“, Diskussionsvorlage zum Kolloquium „Analyse der thematischen Struktur der Texte“, ZIF, Bielefeld, Mai 1973 (erschienen in: J. S. Petöfi, H. Rieser, *Probleme der modelltheoretischen Interpretation von Texten* (Hamburg: Buske) 1974, 61–154).

- Rieger, B.  
1971  
„Wort- und Motivkreise als Konstituenten lyrischer Umgebungsfelder. Eine quantitative Analyse semantisch bestimmter Textelemente“, in: *LiLi*, Jahrg. 1, Heft 4, 23–41.
- Schmid, H.  
1970  
„Zum Begriff der ästhetischen Konkretisation im tschechischen Strukturalismus“, in: *Sprache im technischen Zeitalter* 30, 290–318.
- Schmidt, S. J.  
1969  
*Bedeutung und Begriff. Zur Fundierung einer sprachphilosophischen Semantik* (Braunschweig: Vieweg).
- Schmidt, S. J.  
1970  
„Text und Bedeutung. Sprachphilosophische Prolegomena zu einer textsemantischen Literaturwissenschaft“, in: S. J. Schmidt (Hrsg.), *text, bedeutung, ästhetik* (Grundfragen der Literaturwissenschaft 1) (München: Fink) 43–79.
- Schmidt, S. J.  
1972  
„Ist ‚Fiktionalität‘ eine linguistische oder eine texttheoretische Kategorie?“, in: E. Gülich, W. Raible (Hrsg.), *Textsorten. Differenzierungskriterien aus linguistischer Sicht* (Frankfurt: Athenäum) 59–71.
- Schmidt, S. J.  
1973  
*Texttheorie. Probleme einer Linguistik der sprachlichen Kommunikation* (UTB 202) (München: Fink).
- Schmidt, S. J.  
1973 a  
„Einige Konzepte und Probleme einer theoretisch-empirischen Literaturwissenschaft“, Arbeitspapier, Universität Bielefeld.
- Schmidt, S. J.  
1973 b  
*Elemente einer Textpoetik* (München: Fink).
- Schmidt, S. J.  
1974  
*Wissenschaftstheoretische Probleme einer theoretisch-empirischen Literaturwissenschaft* (Bielefelder Papiere zur Linguistik und Literaturwissenschaft 2).
- Schmidt, S. J.  
1975  
*Literaturwissenschaft als argumentierende Wissenschaft* (München: Fink).
- Schnelle, H.  
1973  
*Sprachphilosophie und Linguistik* (Hamburg: Rowohlt).
- Trabant, J.  
1973  
„Literatur als Zeichen und Engagement“, in: *Sprache im technischen Zeitalter* 47, 225–247.
- Ungeheuer, G.  
1973/1974  
„Kommunikationssemantik: Skizze eines Problemfeldes“, Arbeitspapier, Bonn (erschieden in: *ZGL* 2. 1, 1974, 1–24).
- van Dijk, T. A.  
1973  
„Pragmatics, Presuppositions and Context Grammars“, Arbeitspapier, Universität Amsterdam.

Wienold, G.

1971

*Formulierungstheorie – Poetik – Strukturelle Literaturgeschichte. Am Beispiel der altenglischen Dichtung* (Frankfurt: Athenäum).

Wienold, G.

1972

*Semiotik der Literatur* (Frankfurt: Athenäum).

Wienold, G.

1972a

„Aufgaben der Textsortenspezifikation und Möglichkeiten der experimentellen Überprüfung“, in: E. Gülich, W. Raible (Hrsg.), *Textsorten. Differenzierungskriterien aus linguistischer Sicht* (Frankfurt: Athenäum) 144–154.

Winer, B. J.

1962

*Statistical Principles in Experimental Design* (New York, San Francisco, Toronto, London: McGraw-Hill).